

heimlich, wenn niemand zu Hause war, auf Strümpfen in die beste Stube, nahm schein und doch zitternd vor Begierde aus dem Glaskasten vor dem Spiegel die doppelte Schmir, womit Frau Thieffen sich an Ehrentagen schmückte, und legte sie sich unter Herzklopfen um den Hals. Dieser Zierrat, dieses Unnötige, hob sie, die nur immer das Nötige bekam, in ihren eigenen Augen um ein Beträchtliches; die blassen Perlen schienen sie plötzlich in die Reihen derjenigen zu rücken, die selbstbewußt durchs Leben gingen, den Rücken gedeckt durch Sippe und Besitz.

Sie fürchtete nur die scharfen Augen der Pflegemutter, sonst wäre wohl vom Lohn dann und wann ein glänzender Taler zurückgeblieben; so aber wanderte alles auf die verständige Sparkassette. Und der ersehnte Schmuck rückt sich noch immer in nebelhafte Ferne.

Das war lange Zeit Hanne Bunkens einziger Wunsch gewesen, denn sie war an Genügsamkeit gewöhnt worden in ihrer Jugend. Aber der lange Clas Becker, Frie Lassens Vorgänger, war schuld, daß in Hanne Bunkens Seele noch ein Begehren groß geworden.

Vorigen Sommer in der Heuernte ist's gewesen — Hanne war noch spät Abends mit einer Bestellung ins Dorf geschickt. Im Garten des Nachbarhofes hatte sie plötzlich Holt gemacht; deutlich war durch das Weidengezweig Clas Beckers Stimme gedrungen. Und dieser, der zu Hause den Mund nicht aufmachte, hatte einen Satz immer und immerfort wiederholt: „Mien lütt' leve, hartleve Deern!“ Trinke Wessels war's, eine Schulkameradin von Hanne, die er so genannt hatte — ein Zittern hatte die Lauscherin überrieselt vom Nacken bis zur Sohle, und wie gejagt war sie davongelaufen. Seit diesem Sommerabend aber hegte Hanne Bunken auch noch den Wunsch, irgend jemand möchte sie einmal so im Arm halten, wie Clas Becker seine Trinke, und mit so eigenartig gefärbter Stimme zu ihr sagen: „Mien lütt' leve, hartleve Deern!“ —

Mit Frie Lassens Ankunft auf dem Hofe war ihr plötzlich der unbestimmte Gedanke gekommen, die Erfüllung ihres ersten Wunsches könnte unter Umständen zur Erreichung des zweiten mit beitragen helfen. . . .

* * *

Es war einige Wochen später: Pfingstsonnabend. Der Thieffenhof sah mit seinen blank gepulvten Fensterscheiben, um die Meister Pauls Hand einen hellgrünen Rand gestrichen, so gut und wohlwollend aus, wie ein behäbiger Alter am Sonntagmorgen. Drinnen roch noch alles nach Seifenschaum und Terpentin; die schimmernden Fußböden waren von Hanne Bunken mit weißem Sand bestreut; vor den Fenstern blähten sich gestärkte Gardinen, dahinter blühende Goldlack- und Resedatöpfe. Das Neue und Frische spreizte sich förmlich in allen Räumen; selbstbewußt und festesfroh schien es zu rufen: „Alles neu, neu! Und morgen ist Pfingsten! Pfingsten!“

In der Küche schauerte Hanne zusammen mit der alten, lustigen Gesche Winnert, welche geholfen hatte, dem Hause von unten bis oben den Festglanz zu geben, die kupfernen Kessel und messingenen Kannen.

Wer Hanne Bunken drei Wochen nicht gesehen hatte, mußte bemerken, daß auch sie verändert war. Etwas von dem Neuen, das durch das ganze Haus sich dehnte, lag schon auf ihrem Gesicht. Morgen ist ja auch Pfingsten, Hanne Bunken!

Die Hausfrau hatte Hanne Bunken in letzter Zeit gelobt; sie wetteiferte nicht mehr mit Jesh Thieffen an Langsamkeit und schlief nicht mehr in jeder freien Minute. Und das hatte sie einzig Frie Lassen zu verdanken. Damit der sie nicht auslachte, rannte Hanne Bunken, daß die Holzspantoffeln doppelt so schnell verschliffen wie früher; dem zu Gefallen fuhr sie jedesmal mit der nassen Hand glättend über das rauhe Haar, ehe sie zum Essen ging, ja, auf Anraten von Gesche Winnert hatte sie sich sogar zu einem Kampf gegen die hartnäckigen Sommerprossen

entschlossen: Frau Thieffens Buttermilchtonne im Stall wußte von heimlichen Besuchen zu sagen.

Frie Lassens Schelmenaugen war das nicht unbemerkt geblieben. Geschmeichelt vergalt er ihr das mit einem gönnerhaften Wohlwollen; dann und wann verplauderte er sogar von seiner freien Zeit ein Stündchen mit Hanne. Wenn sie so lachte, daß ihre gesunden Zähne zwischen den roten Lippen blinkten, fand er sie gar nicht so häßlich. . . Im übrigen aber — vorläufig gehörte der braunen Eene Sievers sein Herz. Eene Sievers' Vater ist ein angesehenener Tischler im Dorf; es kann sogar passieren, daß selbst Jesh Thieffen und Frau da mal zum Kartenspielen besuchen — und insolgedessen ist Frie Lassen halb und halb entschlossen, diesmal Ernst zu machen.

Das ahnte Hanne Bunken aber nicht. Die träumte in ihrer freien Zeit von ihren zwei Wünschen. Eine Melodie zog ihr bei jeder Arbeit durch die Seele; bald ungekärdig fordernd, bald demütig hoffend. Der Tert dazu aber war immer derselbe: „Mien luv leve, hartleve Deern!“

Im Takte dieses heimlichen Sanges schauerte Hanne jetzt auch die Kessel. Gesche Winnert konnte nicht mitkommen und schalt: „Hanne Bunken, man nicht zu sit, mein Deern! Du kannst den Pfingstmarkt doch nicht heranscheuern!“ Hanne schüttelte das Scheuertuch: „Noch zwei Tage, Gesche Winnert! Zwei Tage! Weißt du noch, als du zum ersten Male zum Pfingstmarkt fuhrst?“ — „Natürlich, dumme Deern,“ brummte Gesche, „das vergißt man nicht; da habe ich ja zum ersten Male mit meinem Siem getanzt! — Was du da willst, Hanne, das weiß ich nicht; tanzen kannst du ja nicht, mein' Deern! Na, schwer ist es sonst nicht. Siem und ich kannten auch nicht viel davon, aber die Musik spielte und dazu fangen alle ein schönes Lied — ich weiß es noch, Hanne Bunken, und es sind doch bald vierzig Jahre her. Ja, will's dir mal vorsingen; es tut dir keinen Schaden, mein' Deern!“ Und Gesche Winnert setzte sich auf den Küchenstuhl und sang in langgezogenen Tönen:

Mädchen, heirat' nicht zu frü—üh!
 „Seh' dich nicht in Sorg' und Mü—üh!
 Brauch' ein wenig Bedachtsamke—eit.
 Heirat' bei Gelegenheit—eit!“

Hanne Bunken war damit nicht zufrieden, es stimmte nicht zu ihrer Pfingstmelodie.

Der Abend brachte schon die feiertagsruhe mit sich. Aber Haus und Menschen senkte sich stillfrohe Festesstimmung. Nur Hanne Bunken hatte noch zu tun. Zu Pfingsten gehören Sträuße blauen Glieders auf jeden Tisch und jedes Bört; sie wollte die Blüten im Garten schneiden.

Der alte Gliederbaum breitete seine Äste in geringer Höhe vom Boden aus, so daß Hanne bequem hineinsteigen konnte. Sie riß mit eifrigen Händen einen Zweig nach dem andern an sich; im Augenblick hatte sie den Arm voll Duft und blühender Pracht. Zufrieden hockte sie sich nieder und versuchte, den Reichtum zu ordnen. Aber der betäubende Duft ringsherum, das lauschige verdeckende Laub machte sie müde. Sie faltete die Hände um die Blütenzweige und spähte in den Garten hinaus. Ein letzter roter Schein der untergehenden Sonne glitt an den Baumstämmen hinab; die braune Erde der Beete war fast verdeckt von den aufstrebenden Pflänzchen, in tiefes Grün schon hüllten sich die Büsche, leuchtend gelb schimmerten von den Einfassungen die Pfingstlilien.

Den breiten Mittelsteig entlang kam ein Mann; es war Frie Lassen. Übermütig schwang er einen Knotenstock in der Hand; er wollte heute Abend noch zu seinen Eltern, die in dem Nachbardorfe wohnten. „Hanne! Hanne Bunken!“ Ihr Herz tat plötzlich ein paar rasche Schläge, wie in Ahnung von etwas Ungeheuerlichem, Unabwendbarem. Mit halbersticker Stimme rief sie: „Hier!“ Sanktendern folgte er der Richtung ihres Rufes. Den Hut übermütig in den Nacken geschoben, bog er die Zweige auseinander; sein lockes, lustiges Gesicht näherte sich dem

ihren in der grünen Dämmerung. Unwillkürlich legte sie den Kopf zurück: „Was willst du?“ — „Die Adieu sagen, Hanne . . . und fragen, ob du denn auch mal mit mir tanzt am Pfingstmontag?“

„Nein!“ sagte sie kurz, „ich kann ja nicht tanzen. Ich wollte nur so gern einmal die Buben sehen, darum hab ich gefragt, ob ich mit darf, sonst . . .“

„Ach was,“ meinte er lachend, „das wollen wir gleich mal probieren, komm, spring' runter!“ Rad er breitete seine Arme aus, um sie zu greifen. Die Dämmerung verbarg ihm ihr Erröten; sie drückte sich fester an den Stamm und wehrte ab: „Nein, ich kann nicht . . ., ich will nicht . . .“ Da griffen seine Hände nach ihr, um sie herunterzuziehen, sie sträubte sich in zitternder Angst zum letzten Male, ihr Widerstand reizte ihn — ihm schoß plötzlich auch das Blut siedend heiß zum Kopfe, mit einem Ruck riß er sie an sich, sein Mund suchte ihre warmen Lippen . . .

Längst schwachten über ihnen die Sterne miteinander, als sie sich zum letzten Male küßten. Frie Cassen sprang über den Graben auf den Weg hinaus. „Montag tanzen wir also, Hanne!“ rief er noch einmal zurück. Sie gab keine Antwort; taumelnd schlich sie ins Haus. Und als sie dann mit nackten Füßen auf den Roststeinen ihrer Kammer stand, sagte sie auf einmal laut mit seltsam klingender Stimme: „Mien lütt leve, hartleve Deern!“ Noch hatte er es nicht gesagt, aber übermorgen . . . Dieses glückliche Übermorgen mußte es bringen!

Einstig tanzten am nächsten Morgen die Strahlen der Pfingstsonne durch die Fensterscheiben von Hannes' Kammer. Aus traumlosem Schlaf fuhr sie auf, rieb sich einige Male die Augen und erwachte dann zur Wirklichkeit: Pfingsten! — Sonne! — Liebe! Wie träge die Stunden schlichen; endlos bis morgen! Hanne putzte das schwarze Konfirmationskleid, aus dem sie fast herausgewachsen war, mit weißen Spitzen auf. Dabei kam ihr der Wunsch nach einer Korallenkette wieder in den Sinn: die würde sich machen auf dem schwarzen Kleid! Aber überglücklich lachte sie auf: nun tat es nicht mehr not, er hatte sie auch so gern!

Am Nachmittag erschien Besuch beim Bauern; Tischler Sievers sprach mit Frau und Tochter zu einer Tasse Kaffee vor. Als sie wieder fort waren, kam Frau Thiesse nach der Küche, wo Hanne die Tassen spülte. „Hanne,“ meinte sie etwas verlegen, „du mußt uns einen Gefallen tun und morgen doch hier bleiben, mein Deern! Sievers hat eben gefragt, ob seine Lene man mitfahren könnte

— es ist wohl so etwas mit der und unserem Frie Cassen. Da möchten Jegg und ich nicht abschlagen. Da kommt ja auch doch nicht tanzen, nicht? — — Und einen schönen „Pfingsten“ bringen wir dir mit, Hanne!“

Das Mädchen aber hatte plötzlich alle Farbe aus dem Gesicht verloren. Nun nicht . . . nun sollte sie ihn morgen nicht sehen? Und er würde sie vergebens erwarten? Denn das andere mit Lene Sievers glaubte sie einfach nicht.

Sie war sein, sie hatte er lieb! . . .

Nach und nach überwand sie die Enttäuschung; Hanne Bunken hatte schon oft zugesehen, wenn andere zu Tische saßen freilich stieg ihr etwas Bitteres in der Kehle hoch, als am nächsten Tage Lene Sievers im höchsten Staat mit fortfuhr; aber tapfer schluckte sie den Neid und die Tränen hinunter.

Als es Abend wurde, hockte Hanne Bunken sich auf die große Truhe in der Vorderdiele nieder. Die Stalllaterne, die neben ihr stand, warf ängstlich zuckende Lichter über den großen Raum. Ungespannt lauschte sie in die Stille der Nacht hinaus auf ein Wagenrollen. Und dann war sie doch eingeschlafen.

Das Geräusch des sich nähernden Wagens weckte sie. Eifriges Frösteln lief ihr über den Rücken, als sie aufsprang und hinauslief. Da hielt der Wagen vor der Haustür. Jegg Thiesse kletterte schlaftrunken herab; Frau Thiesse folgte behende. „Na, Hanne, da sind wir! Und da hast du deinen „Pfingsten“, mein Deern!“ sagte die Frau gutmütig und drückte ihr ein schon bereitgehaltenes Paketchen in die Hand. Mechanisch umschlossen es die kalten Finger des Mädchens; ihre Augen hingen starr an einem anderen Punkte: Frie Cassen hatte Lene Sievers heruntergehoben und in dem Schatten des Wagens geküßt. Nun brachte er sie nach Hause — kein Blick streifte das Mädchen in der Tür. Frau Thiesse rief ihnen nach etwas nach und sagte dann vertraulich zu Hanne: „Die sind einig . . . aber was fehlt dir, Deern? Mach' doch das Papier offen!“ Und als die Angeredete noch immer unbeweglich dastand, nahm sie ihr das Paket fort und entwickelte es. „Da Hanne, nun freu' dich!“ und damit legte sie ihr eine Schür bläuelter Korallen in die Hände. Jetzt zuckten Hanne Bunkens starre Mienen wie im Krampf, sie schlug die Hände mit den Perlen vor das Gesicht und schluchzte verzweifelt auf . . .

Frau Thiesse schüttelte den Kopf: „Die dumme Deern — weint vor Freude!“ — — —

Die Kunst-Internationale.

Von Martin Feldt.

(Nachdruck verboten.)

In einer Gegenwart wie der unfrigen, da die größten und zum Teil ältesten Kulturvölker des modernen Europa mit allen Waffen der Manneskraft und der Arbeit, der Wissenschaft und der Technik, des Nachrichten- und Beeinflussungswesens und der Anduldsamkeit gegeneinander streiten und die an Nationalitäten und Kopfszahl weitaus größere Partei ohne Gewissen den Vorschlag zur Beendigung des Sieberwahnes und schrecklichster Wirklichkeiten sinn- und gedankenlos von sich stieß, mag es Vielen nicht gerade zeitgemäß erscheinen, den Begriff der „Internationalenale“ in den Kreis der Erörterungen zu ziehen. Und doch ist gerade dieser Krieg in gewissem Sinne eine Geschichte der Internationalenale — allerdings in negativem Sinne: eine Geschichte, die zeigt, wie viel — wohl gutgemeinte, aber im Wesenskern schwache — Phrase, wieviel Gebärde und wie wenig, blutwenig wirkliche Kraft und Überzeugung in den Internationalitätsbestrebungen der

modernen Friedenszeit lagen. Bald nachdem die ersten Kriegsjansaren ertönt waren, hatte der Internationalismus sein Scheindasein ausgehaucht. Und doch wollen wir von einer künftigen Internationalenale sprechen, wie wir von künftigen Kongressen, von „Schiedsgericht“ und „Liga der Völker“ sprechen. Denn vieler Erörterungen, starken Interesses bedarf es, um etwas in fernere Zukunft Schwappendes vorzubereiten.

Wird es überhaupt in absehbarer Zeit irgend eine Internationalenale geben können? Und welcher Art sollte die wohl sein?

Die sozialdemokratische Internationalenale hat sich als ein spindünnnes Netz erwiesen, das schon bei der ersten ernsthaften Berührung zerriß und in ebensoviel Teile wie Anschauungen zerflatterte. Dabei hatte man gerade an ihr Bestehen verhältnismäßig noch am meisten geglaubt. Heute, überreich an auf blutigste Weise erworbene Er-

jahungen, wissen wir, daß und warum die Internationale sich nicht bewähren konnte. Sie hängt, als einem Parteiwesen und Parteigedanken entsprossen, mit Politik zusammen. Zumindest mit der Innenpolitik jeder durch Nationalität gekennzeichneten Gruppe. Von innerer zu äusserer Politik ist jedoch allzuoft nur ein Schritt, ein kurzer Schritt, der dann unversehens die trennenden Abgründe aufdeckt. So war es im Verlauf dieses Krieges, und es liegt kein Grund zu der hoffnungsfrohen Annahme vor, daß es in einem künftigen Streit um Vieles anders sein würde.

Die Internationale, die wir suchen und meinen, wird also nur auf völlig unpolitischem Gebiete — unpolitisch innerlich wie äußerlich — zu suchen sein. Was aber ist unpolitisch und im besten Sinne für jedermann internationaler als die echte, das heißt die über dem Alltag des Lebens stehende Ewigkeitswerte in sich tragende Kunst? Auch heute, nach allem Schweren, Enttäuschenden und Trübem, das die Menschheit erleben mußte, wird diese Möglichkeit nicht ohne weiteres abzuwehren sein. Allerdings gehört auch dazu — wie ja zu allem Edlen und Schönen — ein gewisses Maß guten Willens. Warum sollten dann nicht wir, die wir vor aller Welt in einem schwerwiegenden historischen Dokument unseren guten Willen in menschlichstem Sinne niedergelegt haben — warum sollten nicht wir uns mit dem etwaigen Nutzen dieser Frage beschäftigen?

Die Vorbedingung einer Internationalität ist — Allgemeinverständlichkeit. Musik ist allgemein verständlich, Bildnis und Skulptur sind es desgleichen; und auch die Dichtkunst ist es, in Form der Übersetzung, die zwar in der Genauigkeit des Wortes irren mag, wohl aber den Gedanken und das Gefühl in alle Ausdrucksweisen zu vermitteln versteht. Und mit ihr ist es schließlich auch das Theater. In Verfolgung dieses Gedankens ist ferner in Erwägung zu ziehen, daß es Kunstwerke gibt, die jeder Nation, jedem Bildungsgrad zu Sinn und Herzen sprechen.

Also gilt es, die Künstler und das Publikum zur Praxis dieser Möglichkeit heranzuziehen. Dabei genügt es nicht, nur die bereits klassisch gewordene Kunst im Streitfall auf internationaler Höhe, in internationalem Gebrauch zu erhalten. Denn ihr ermangelt oft das, was in unserem Falle das Wichtigste ist: der Gehalt an gegenwärtiger Charakteristik und Volkstümlichkeit. Die modernen Malerei, Musik, Literatur und Schauspielkunst allein scheint die Fähigkeiten eines modernen Bindemittels in sich zu bergen. Am meisten wieder die Literatur, weil Worte am diskretesten und verständlichsten wirken.

Diesen Gedanken hat vor kurzem einer der empfindsamsten und lautersten deutschen Dichter Ausdruck gegeben. Karl Hauptmann, der in Breslau bei Begrüßung der bulgarischen Künstler sagte: „In unserer Zeit ist zu viel von Wirtschaft die Rede. Wirtschaft ist nicht das letzte, sondern ist das erste des Lebens. Es steht desto besser, je weniger von Wirtschaft geredet wird. Die Kunst hat so lange stillschweigen müssen, denn die Kunst hat mit Wirtschaft nichts zu tun, sondern mit dem Traumland oder dem Nebenland des Traumlandes. Ich habe darum zwei Wünsche: 1. Möge der Krieg ein großes wirtschaftliches Deutschland begründen. 2. Möge er die Kunstangehörigen aller Länder zu einem Bunde zusammenschließen, zu gemeinsamer Arbeit an der künstlerischen Bildung der Menschheit.“

Dieser Bund erscheint uns als die mögliche Erfüllung dessen, was wir in dieser Betrachtung aufzudecken suchen. Als die Möglichkeit einer Internationale: die Kunst-Internationale!

Die Kunst ist und bleibt das einzige Gemeinsame, dem nichts von Politik, überhaupt nichts von Tagesfragen rein praktischer und darum notwendigerweise auch egoistischer Art anhaftet. Das Traumland oder das Nebenland des Traumlandes liegt mehr oder weniger in jedes natür-

lichen Menschen Brust. Es muß nur geweckt werden, wo es schlummert, und dann in wachem Zustande erhalten werden. Dies könnte durch eine Organisation geschehen, die es sich zur Aufgabe machte, im Frieden fortgesetzt die Kunst des einen Landes in das andere zu tragen. Tagesarbeiter, die sich ins Museenreich verirrt haben, um da ihren Gewinn einzuhändigen, Kunstindustrielle jeder Art und jeden Grades müssen natürlich ausgeschaltet bleiben. Auch der politische Schriftsteller gehört nur hierher, wenn er ein unbedingter Anhänger des Gedankens dieser Internationale ist.

Wechselseitige Kunstausstellungen, Theatergastspiele, der regelmäßige Vertrieb der besten literarischen und modernen Werke zu volkstümlichen Preisen — all dies könnte, gut organisiert und mit Beharrlichkeit betrieben, das fördern, was in diesem Zusammenhang als das Wichtigste erscheint: das Verstehen der gegenseitigen Art. Ist dieses Verstehen erst einmal auf wirklich breiter Grundlage vorhanden, so wird es keinem Verhehungspolitiker leicht fallen, mit seiner einseitigen Betriebsamkeit etwas zu erreichen. Alle diejenigen, die ihm heute so willfährig folgen, weil sie ihm glauben und vielfach mangels besseren Wissens glauben müssen, werden sich von ihrem selbstgebildeten Urteil leiten lassen und auch bei seinen Worten die Sprünge vom Weizen zu sonderer wissen.

Zur Kriegszeit aber müßte diese Organisation praktisch weiter bestehen. Sie müßte weiter die Bücher vertreiben, weiter die Stücke aufführen, deren reiner Kunstwert ein wirklich bleibender ist. Wer anders dächte, brauchte ja hierdurch nicht verleitet zu werden. Ihm bliebe es überlassen, die Bücher nicht zu lesen, die betreffenden Theatervorstellungen nicht zu besuchen. Die praktische Durchführbarkeit aber liegt in der Gegenseitigkeit dieses Prinzips zweifelsohne begründet. Keiner brauchte der fremden Kunst zu wehren, da ja zur selben Zeit auch seine eigene Kunst beim Gegner Gastrecht genösse. Das Gleiche würde auch für die kriegswirtschaftliche Seite der Frage Geltung haben. Der Sperrung gegenseitiger Zahlung folge leistend, würde der Mangel an Einnahmen wettgemacht durch den gleichen Mangel auf der anderen Seite.

Und was würde dann geschehen? Nun — zuerst würde eine kleine Gruppe künstlerisch Interessierter von dieser Einrichtung Gebrauch machen, dann eine größere. Und die währende Möglichkeit, sich mit den Kunstwerken der anderen Seite vertraut zu machen, würde schon durch den Hebel der gesteigerten Neugierde zur Ausnützung kommen. Auf diese Weise würde aber über alle trennenden Mauern ein Fluidum wirksam sein, geformt aus dauernder gegenseitiger Kenntnisnahme.

Denn die völlige Abtrennung ist's, die am meisten die Feindseligkeiten erhitzt und aufrecht erhält. Von zehn feindlichen Bürgern, die unsere Kunstwerke genossen, würden acht den Glauben an die angeblichen Gräueltaten in Belgien zurückweisen. Ehrliche Feindschaft würde unberührt bleiben. Aber der Verhehung würde die Spitze genommen, der Verblendung der Brennspiegel. Was sich der Kenntnis und dem Gefühl des Menschen entzieht, kann verhältnismäßig leicht und schnell zu einem Phantom auswachsen. Und der Mangel an Gegendruck läßt dieses Phantom dann ins Angemessene sich verzerrern. Dieser Vorbedingung den bösen Nährboden zu entziehen, diesem Gegendruck die Kraft zu nehmen — das wäre die Bestimmung der Kunst-Internationale. Daß sie nebenbei die Allgemeinbildung fördern würde, versteht sich von selbst.

Wir sind nicht utopisch genug — und wer könnte es auch heute sein —, in absehbarer Zeit an die völlige Unterbindung jeglicher Kriegsmöglichkeiten zu denken. Aber wir glauben, daß die Kunst-Internationale dazu beitragen könnte, die Kriege wieder zu ehrlichen Kämpfen, zu einigermaßen ritterlichen Waffengängen zu machen.

Und wäre nicht schon allein damit unendlich viel gewonnen?

Die Wiedergeburt des deutschen Heims.

Von Dr. Heinrich Wilhelm.

(Nachdruck verboten)

Die Liebe zum Heim, zu seinen „vier Wänden“, die den armen entwurzelten Großstadtmenſchen als einziger Anteil am Mutterboden, an der Heimatſcholle geliebt ſind, iſt ein rein deutſches, im weiteren Sinne ein germaniſches Gefühl, für das der Romane, weder der Franzoſe noch der Italiener, kaum einen tieferen Sinn, ja, kaum ein richtiges Verſtändnis hat. Es gibt für dieſe Behauptung, ſo gewagt ſie auch zuerſt erſcheinen mag, einen untrüglichen und unwiderleglichen Beweis: denn als in und nach dem Jahre 1848 die Staaten des deutſchen Bundes und der öſterreichiſchen Monarchie an die Niederschrift von Verfaſſungen gingen, da fanden und benützten ſie als Vorlage für all die ſchönen Dinge, wie Freiheit der Perſon, Freiheit der Preſſe, Freiheit der Lehre an den Univerſitäten, die „Bürger- und Menſchenrechte der großen franzöſiſchen Revolution“. Nur eines dieſer ſtaatsbürgerlichen Grundrechte, das dem Deutſchen beſonders am Herzen lag, konnte nicht aus dem franzöſiſchen Verfaſſungsgesetz, es mußte, ohne Umweg über die Seine, direkt von der Themſe bezogen werden: es war das „Hausrecht“, der verfaſſungsgemäß gewährleiſtete Schutz des Heimes, für den der Franzoſe keine Schätzung hatte, den aber der Deutſche ſeit den ſtolzen Bürgertagen Hans Sachsens, der Meiſterſinger, Albrecht Dürers, der hochgemuteten Patrizier in Augsburg, Nürnberg, Frankfurt wohl zu werten wußte. Dennoch war der Deutſche knapp vor Ausbruch des Krieges drauf und dran, unter dem Einfluß franzöſiſcher Geſellſchaftsſitten, Pariſer Lebensgewohnheiten zwar nicht die Freiheit ſeines Heimes, wohl aber die Liebe zu ihm zu verlieren. Kurz geſagt: wir hatten Wohnungen mit allem Komfort der Neuzeit, mit Badezimmer, elektriſchem Licht, Warmwasserleitung und Staubſaugeapparat, Lift und Klopfalkon ausgerüſtet, aber ein Heim hatten wir nicht mehr. Seine geſelligen Freuden ſuchte der Großſtadtmenſch, je nach ſeiner Einkommenslage, in der Hotelhalle, der Bar, dem Kaffeehaus oder am Bierſtiſch, ſeine geiſtigen Ergößungen im Theater, im Vortrag- oder Konzertſaal oder im Kino. Der moderne Menſch aß zu Hauſe, er ſchlief zu Hauſe, er badete ſogar zu Hauſe, aber er lebte auf der Straße — wie der Romane!

Allerdings, wenn man genau ſein will, dann läßt ſich ein ſehr bezeichnender Unterſchied zwiſchen dem deutſchen Süden und Weſterreich auf der einen und Berlin und dem deutſchen Norden auf der andern Seite feſtſtellen. Der Unterſchied fällt unbedingt zu Gunſten Berlins (und des Nordens) aus, der zwar als froſtig verſchrien war, in dem aber der Sinn für häuſliche Geſelligkeit, für das Heim bedeutend ſtärker erhalten geblieben iſt. Ein ſo ſeiner Beobachter geſelliger Bräuche und geſellſchaftlichen Lebens wie Alexander von Gleichen-Rufwurm ſchrieb für den Zeitraum nach 1871 die charakteriſtiſchen Worte: „Den jungen Dichtern und Gelehrten, die hoffnungsfroh die Mainlinie überſchritten, kam die ſüddeutſche Gemütlichkeit gar nicht gemächlich vor. Es fehlten ihnen Häuſer, die gaſtfrei waren.“ Der ſachliche Grund, warum die Häuſlichkeit in Berlin ſtärker betont war als in München oder gar in Wien, lag darin, daß man verhältnismäßig in Berlin billiger und beſſer wohnte als in München oder gar in Wien, wo das Zuſammenſein ganz aus den „vier Wänden“ hauptſächlich ins Kaffeehaus gedrängt worden iſt, und die Lebensformen des „Salons“ einer Caroline Pichler, Iduna Laube, Frau von Wertheimſtein nur mehr melancholiſche Großvätererinnerungen waren.

Der Krieg hat das allerdings gründlich anders gemacht und aus tauſend und einem Grunde, heiße er Befreiung von der lächerlichen Pflicht übermäßigen Speiſe- und Trinkaufwandes oder wohl tätige Einſtränkung des öffentlichen Luxus, oder Mangel an Luxusverkehrsmitteln, die häuſliche Geſelligkeit zu neuen Ehren gebracht. Ein Gang durch die Straßen am Sonntag Abend wird es untrüglich

zeigen, daß nun viel mehr Fenſter als ehemals, zwar nicht „feenhaft“, wohl aber traulich, wohnlich beleuchtet ſind. Und es iſt nicht das erſte Mal im Laufe eines Jahrhunderts, daß ein langwährender Krieg mit all ſeinen Folgen, die das Leben enger, aber inniger geſtaltet, den Sinn für die Freuden eines ſtillen und anregenden Beiſammenseins im Heim geweckt hat. Ebenſo wie heute war es vor einem Jahrhundert, nach den Napoleonskriegen, als in Berlin Friedrich Wilhelm III. an der Seite ſeiner zweiten Gemahlin, der Fürſtin von Liegnitz, „das Beiſpiel eines ſolid vornehmen Lebens“ gab und in Wien (nach den Überfütterungen mit feſtlichen Sensationen auf dem „Kongreß“) zur Zeit des Kaiſers Franz, des Sparkaiſers, Biedermeier Trumpf war, als in Berlin der Salon Rahel Varnhagens die Erleſenſten des Geiſtes, der Kunſt und der Politik vereinte und in Wien — wovon die Schilderungen Adalbert Stifters und Franz Grillparzers zeugen — in den kleinſten Bürgerstuben die ſchönſte und größte Muſik gemacht wurde, wovon einer auf Wanderungen durch ſtillſte und engſte Vorſtadtſtraßen oft überwältigt ſtehen blieb.

Denn die Pflege des Heims, der häuſlichen Geſelligkeit und die Vernachläſſigung des Zuhaufes, die förmliche Wohnungsflucht iſt ganz und gar keine Angelegenheit jener „Geſellſchaft“, die man „die große“ nennt. Der eine „ſtief“ zu ſeinem Glaſe Bier oder ſeiner Schale Kaffee wie der andere zu ſeiner „Tangobar“. Im vormärzlichen, nachnapoleoniſchen Wien muſizierte die Tochter des Kleinbürgers, des Handwerkers, ihren Schubert zuhauſe wie eine Frau von Varnhagen zuhauſe ihren Humboldt, Panke oder Fürſt Pückler empfing. Und üppig, wie in den Salons des franzöſiſchen Rokoko, iſt es in dieſen „guten Stuben“ des Berliner und Wiener Biedermeier wahrhaftig auch nicht zugegangen. „Die himmelblauen Zimmer“, ſchreibt Varnhagen von Enſe über Rahels Salon, „waren geräumig und beſonders hoch, aber ganz einfach ausgeſtattet, ohne Koſtbarkeit und Glanz.“ Weder von beſonders kulinarischen, noch ſonſtigen feſtlichen, luxuriöſen Genüſſen erſahren wir, deſtomehr von ſolchen des Geiſtes Leſe- und Muſizierende waren ſozusagen an der Tagesordnung, im Salon des Mittelſtandes ebenſo wie in der guten Stube des Handwerkers, nur mit dem einen Unterſchied, daß im Salon des Mittelſtandes der Autor eben in höchſteigener Perſon erſchien und aus dem ungedruckten Manuſkript vorſpielte oder vorlas, wie noch knapp bis an unſere Tage der junge Widenerbruch im Hauſe des Museumsdirektors Olfers und ſeiner kunſtſinnigen Frau.

Erſt nach dem gigantischen Anwachs der Großſtädte, mit dem Überhandnehmen der Vergnügungen, der öffentlichen Kunſtdarbietungen, der Reiſen im Sommer, Winter, Frühjahr und Herbst, mit der Einengung der Wohnungen und dem albernen Prozedentum, das nicht freundlich bewirten zu dürfen, ſondern koſtſpielig „aufzutun“ zu müſſen glaubte, iſt die Pflege der Häuſlichkeit — oben wie unten, im Kleinbürger- wie im Großbürgerhauſe — geſchwunden. Die Hausfrau lud nicht mehr zu ſich, ſie mietete ein-, zweimal in der Saison die Geſellſchaftsräume irgend eines Luxushotels, die womöglich nach irgend einer verbälſſenden Devife „Eine Nacht in Venedig“, „Das Kirchblütenfeſt“, „Ein Sympoſion“ umgemodelt wurden, ja, die Miſachtung der unzerſehbaren Anziehungskraft des Heims, der Dinge, die durch die tägliche Verbindung mit einer beſtimmten Perſon auch ein beſtimmtes Geſicht erhalten haben, ging ſo weit, daß man ſelbſt bei Einladungen ins Haus das Tafelgerät wie den Blumenschmuck, die Sitzgelegenheiten, wie den Koch und den Servierkellner ſir und fertig ſich von irgend einem Unternehmen liefern ließ. Wenn man ſchon nicht im Gaſthof den „Wirt“ ſpielte, ſo ſpielte man in ſeinen eigenen vier Wänden Gaſthof! Paris war das Vorbild, und in den Puppenwohnungen, wie ſie die Wohnarchitektur im modernen Paris geſchaffen hat, wie

sie die enormen Boden- und darum ebenso enormen Mietpreise bedingen, da war allerdings für Geselligkeit daheim kein Raum, und man traf sich im „Lunapark“, bei den Generalproben der Comédie, im Restaurant, im Ballsaal. Man traf sich „auswärts“ vor allem darum, weil einem der Sinn für das Heim nicht im Blut geboren war wie dem Deutschen.

Den Deutschen braucht man nur ein bißchen auf sich gestellt sein zu lassen und er findet sich auch wieder in seinem Heim, wie vor hundert Jahren und heute. In allen Häusern finden man wieder keine gesellige Zusammenkünfte statt, die — trotz der Lebensmittelteuerung — der Hausfrau nicht einen Bruchteil von dem kosten, was ein

„Diner“, ein „Souper“ oder auch nur ein einfacher „Tee dansant“ von ehemals verschlang. Aus den Bars, Hotelhallen und Cabarets ist das laute, lärmende und luguriöse Leben polizeilich verdrängt. Der Mangel an Mietwagen dämpft die öffentlichen Schaustellungen des Kleiderprunkes wohlthätig ein. Passverbote und Schützengraben schränken einen sinnlosen Reisezug ebenso sinnvoll ein. Der Krieg drängt von allen Seiten das Leben enger, aber auch inniger zusammen, verweist es auf das Heim, und sehr viele, die vor langer Zeit eine wahre Beklemmung vor der Ödigkeit eines „Abends zuhause“ empfunden haben, gestehen, daß sie nie bekömmlicher und — auf edlere Art — behaglicher ihre Abende verbracht haben als jetzt.



Das Höchste.

Es gibt kein Herz, das tiefer sie empfindet,
Das grimmiger, empörter sich bewußt
Der Qual, in der das deutsche Volk sich windet
Unter der Geißel, die es blutig schindet,
Als das in meiner eignen, engen Brust . . .

Und democh schwillt das Herz mir, denn ich fühle:
Ein Volk, das, hungernd, sich in Schranken hält,
Das bleich und abgezehrt im Schicksalsspiele
Den letzten Atem weicht dem hohen Ziele,
Das ist und war nicht zweimal auf der Welt!

Und also stoß ich in die deutsche Erde
Fest meinen alten, abgenützten Stab,
Und stütz' mich drauf mit glücklicher Gebärde

Und danke Gott, daß er an deutschem Herde
Das Leben mir und meine Heimat gab . . .

Bald, wenn Vernunft und Ehre wieder wagen
Sich zu erheben aus dem Westenwahn,
Dann wird das deutsche Volk, das bleiche, ragen
Hoch über allen, die heut' nach ihm schlagen,
Und Schmach wird treffen alle, die's getan! . . .

Und wenn in später Zeit zur Abendstunde
Um's Feuer sitzen Herr und Kind und Knecht,
Dann wird wie Harfenton von Geistermunde
Den Kreis durchweh'n die alte, heilige Kunde
Von unsrer Tage herrlichem Geschlecht! —

Rafnar Rögler, Wiesbaden.



Die zweite Heirat.¹⁾

Erzählung von Werner Granville-Schmidt.

Es war am Vorabend ihrer Hochzeit. Tiefe Schatten füllten den alten Waffensaal des Schlosses Timagel. Nur wenn im Kamin die Buchenkloben prasselnd zusammenstürzten, sprühten die Flammen empor, glitzerten über die ehrwürdigen Ahnenbilder an den gefärbten Wänden hin und tanzten auf den Metallteilen der schweren Rüstungen. Vor dem Feuer saß die junge Haus-tochter, Lady Cynthia Tullibardine, und blickte versunken in die Glut. Ihr zur Seite stand Colin Abercrombie, ihr Verlobter. Mit inniger Liebe und Bewunderung ruhten seine Augen auf dem bleichen, feingeschnittenen Profil und auf den schweren Flechten, in denen der Flammenschein wie flüssiges Gold loderte. Ein Schweigen war zwischen ihnen ausgebrochen, und langsam rückte der verschörfelte Zeiger auf der alten Standuhr Minute um Minute weiter.

Mit lautem Knistern barst ein Buchenkloben, und als rufe dieses Geräusch sie wieder in die Wirklichkeit zurück, hob Lady Cynthia langsam die schweren Augenwimpern und streifte mit einem langen, rätselhaften Blick ihrer grauen Augen das Gesicht ihres Verlobten.

„Colin, ich habe eine Frage an Dich!“

Der Mann sah, wie ein leichtes Beben durch ihren Körper rann und ein Zittern um ihre schmalen, bleichroten Lippen spielte.

„Was ist es, Cynthia? Sage mir alles!“

Lady Cynthia erhob sich, und ein leises Schluchzen tönte durch ihre Stimme, als sie flüsterte:

„O, Colin, ich habe so Schreckliches über Dich gehört. — Ich wollte nicht horchen und war doch gezwungen, Wort für Wort zu hören. — Sage mir, daß es nicht wahr ist!“

Flehende Beschwörung lag in ihren tränenden Augen.

„Es ist nicht wahr! Keine Geschichte, die man über mich erzählt, ist wahr. Was hast Du gehört?“

„Daß Du eine Frau in Amerika hast und verheiratet bist!“

Lady Cynthia sah, wie er erbleichte und wie sich eine tiefe Anmutssalte zwischen seine Augenbrauen grub.

„Cynthia, warum hast Du die alten, toten Geschichten wieder aufgeweckt? Ich wußte, daß man vieles über mich erzählte und hat Dich, Vertrauen zu haben und nie daran zu glauben — und Du versprachst es mir! Nun hast Du den Kontrakt gebrochen und glaubst es. Die kostbare Zeit muß ich jetzt wohl verwenden, um Dir von meiner sogenannten Heirat zu erzählen.“

„Ja!“ entgegnete Cynthia schnell, „erzähle alles, damit der letzte Schatten gebannt ist.“

Colin Abercrombie zog sich einen Sessel ans Feuer, und nachdem er einige Augenblicke nachdenkend das Spiel beobachtet hatte, begann er in leisem Tone:

„Sieh', Cynthia, es taucht so fern in meiner Erinnerung auf, daß es mich wie ein Märchen anmutet, und als Märchen will ich es Dir erzählen.“

Hundert und aberhundert Jahre mag es her sein; lange bevor ich geboren wurde oder Dich kennen lernte, da ging ich nach Amerika. In Virginia traf ich mit den „F. F. V.'s²⁾“, das heißt, den ersten Familien Virginians, zusammen, deren Stolz ihre alten Wohnstätten, ihre Vorfahren und ihre Fuchsjagden sind. Sie hießen mich freundlich willkommen, doch auf einer Fuchsjagd stürzte ich mit dem Pferde und brach einen Arm. Einer der „F. F. V.'s“ nahm mich in sein Heim auf, und ich genoß die Gastfreundschaft des Landes. Das bemerkenswerte im und am Hause waren die hohen, düsteren Räume, die altmodischen, steislehnigen Stühle, die Ausläufer der „Blue-Ridge-Mountains“, die sich bis in den

¹⁾ Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verfassers gestattet.

²⁾ First Families of Virginians.

Klumenreichen Garten erstreckten und endlich — „Crazy“³⁾

„Crazy?“ echote Cynthia.

„Ja, Crazy, oder richtig Miß Honora Armstrong. Sie war wahnsinnig und wurde wohl ihres Leidens wegen so von den Anwohnern genannt. Tag und Nacht bewachte ihre Mutter die unglückliche Tochter. Sie war eine seltene Schönheit, diese Mutter, und in ihren Augen stand die Geschichte eines traurigen Lebens, inner dauernder Sorge um die Tochter. Zwei Monate mußte ich bleiben, und so schlossen wir Freundschaft. Honora Armstrongs Manie war, junge Leute in sich verliebt zu machen, um dann, wenn die Liebe des jungen Mannes den höchsten Punkt erreicht hatte, ganz kaltblütig zu gestehen: „Sie müssen wissen, daß ich niemals heiraten werde, selbst den besten Mann nicht!“ Dies wurde ihr nicht schwer, denn ein anziehender Liebreiz lag über ihrem Wesen und die dunklen Augen hatten etwas Zwingendes, faszinierendes. Es war wohl glaubhaft, daß sich schon alle jungen Anwohner in sie verliebt hatten; aber jedem war daselbe Schicksal zuteil geworden.

Ich konnte es schwer fassen, daß solch hübsches, sanftes Mädchen wahnsinnig sein sollte; aber ihre Mutter erzählte mir in einer vertrauten Stunde die ganze Geschichte und warnte mich, ein Opfer ihrer Tochter zu werden. Nach wenigen Tagen begann Crazy denn auch zum Ärger der anwohnenden Jugend in auffälligster Weise mit mir zu flirten. Ging ich mit einem Buche in den Garten, Crazy folgte mir; saß ich im Hause, leistete sie mir Gesellschaft und sang oder spielte mir vor; ging ich, als mein Arm wirklich heilte, ins Gebirge, fand Crazy einen Grund, mich zu begleiten. Eines Tages schlug sie vor, wir wollten uns heiraten.

Ich nahm mir vor, noch sofort an demselben Tage Virginia zu verlassen; aber als ich diese Absicht bei Tisch geäußert hatte, begann erst die eigentliche Komödie. Ihre Mutter bat mich, um der Menschlichkeit willen, zu bleiben und auf Crazy's Vorschläge scheinbar einzugehen. Eine Weigerung hätte ihren Zustand gewiß zum schlimmsten geführt, und nur so lange sollte ich bleiben, bis sie ihre Tochter den Händen eines tüchtigen Arztes anvertrauen konnte. Ich versprach, nach ihrem Willen zu handeln, falls wir am anderen Morgen den Doktor auffuchen wollten.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Wagen zur Stadt, Crazy in dem Glauben, meine Braut zu sein, wir bemüht, sie bei guter Laune zu erhalten. Die Reise ging glücklich von statten und wir trafen spät am Abend den Doktor im Hause. Am nächsten Morgen wollte der Doktor, ein Spezialist in Geisteskrankheiten und ein guter Bekannter Armstrongs, Crazy einer Untersuchung unterziehen. Wir übernachteten im Hotel, Crazy in freudiger Aufregung, ich in der Furcht, die Sache könne zu weit gehen. Erleichtert atmete ich auf, als ich endlich mein Schlafgemach auffuchen konnte. Dreimal wurde ich noch gestört, da Crazy sich durch Klopfen und einen Blick durchs Schlüsselloch überzeugen wollte, daß ich auch noch da sei. Die gequälte Mutter mußte sie jedesmal begleiten.

Früh am nächsten Morgen suchten wir den Doktor auf. Er erwartete uns bereits. Ihre Mutter erzählte den letzten Fall, während Crazy mit niedergeschlagenen Augen zuhörte.

Der Doktor nickte verständnisinnig mit dem Kopfe.

„Ich verstehe Ihren Wunsch, Miß Honora. Die Trauung kann noch heute nachmittag in meinem Hause stattfinden. Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, werde ich im Nebenzimmer das Nähere mit Ihrer Mutter und Ihrem Bräutigam besprechen.“

Mir war nicht gerade behaglich zumute, als wir dem Doktor ins Nebenzimmer folgten. Er meinte jedoch, daß durch eine Scheinehe alle ihre Wünsche erfüllt würden, während andererseits ein Versagen dieses Wunsches

leicht schlimme Folgen nach sich ziehen könnte. „Einer meiner Söhne wird den Prediger spielen und die Scheinehe vollziehen. Gleich danach werde ich versuchen, Miß Honora in mein Sanatorium überzuführen,“ so schloß er seinen Vorschlag. Ich hatte bis jetzt meine Rolle geführt, warum sollte ich sie nicht auch zu Ende spielen?

Wie ich hinausging und Honora mitteilte, daß die Hochzeit stattfinden sollte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, wie ein Zug versteckter Schlaueit in ihre Augen trat, und den ganzen Tag war sie von einer bezaubernden Liebeshwürdigkeit. Wir besuchten zusammen die Stadtdäden, und sie kaufte für mich in verschwenderischer Laune unzählige Geschenke, ohne daß ihre Mutter sie hinderte; ich mußte dafür aber die Trauringe kaufen. Ein ausgesuchtes Diner ließ die Stunden im Fluge hingehen, und so kam der Augenblick, wo wir zum Doktor zurückkehrten. Wir fanden ihn im Gespräch mit einem zwanzigjährigen jungen Mann, der das Amtskleid eines Pastoren trug. Ohne weitere Formalitäten fragte sie der Doktor, ob sie vorbereitet sei für die feierliche Handlung.

„Ja!“ entgegnete sie in lachendem Tone, und nachdem wir uns vor den schnell hergerichteten Altar gestellt hatten, fing der Pseudo-Pastor an, die erforderlichen Formeln zu verlesen.

Im Augenblick fühlte ich tatsächlich plötzlich eine geheime Furcht in meinem Innern aufsteigen. Wie, wenn dies eine Falle war, mich an das Mädchen zu binden? Doch sofort verwarf ich diesen Gedanken wieder. Der Doktor war weit bekannt als Ehrenmann und Crazy's Mutter hatte mir offene Beweise ihrer edlen Natur gegeben. Alles ging gut. Als dann der Schein-priester, der übrigens seine Rolle glänzend durchführte, mit ausdrucksvoller Stimme schloß: „Und nun frage ich Dich, Honora, Gladys Armstrong, willst Du ihm gehorchen und dienen?“ — beobachtete ich gespannt Crazy's Gesicht. Derselbe schlaue Zug trat wieder in ihre Augen und mit sanfter Stimme antwortete sie:

„Warum, Doktor? Habe ich nicht immer gesagt, ich würde selbst den besten Mann nicht heiraten. — Ich will nicht!“

Triumphierend blickte sie mich an. Man sah, dieser Augenblick bereitete ihr mehr Freude als alle verflossenen Triumphe.

„Ah!“ rief der Doktor wie erstaunt aus, „so habe ich doch Recht. Ich wußte ja, Miß Honora, daß Sie nie heiraten würden, und nun,“ wandte er sich an mich, „ist es wohl besser, Sie verlassen sofort dies Haus.“

So sagte ich denn Adieu zu meiner treulosen Braut, schüttelte der Mutter die Hand und ließ mich von dem Doktor an die Tür begleiten. Ich hörte von ihm, daß Crazy einst einem jungen Offizier verlobt war. Dieser zog sich jedoch zurück und der Schmerz hierüber führte Honora dem Wahnsinn in die Arme. Ihre Geistesgestörtheit äußerte sich darin, daß sie, wie schon gesagt, junge Männer in sich verliebt machte, um sie dann abzuweisen. Vielleicht wollte sie auf diese Weise ihre Revanche für die ihr angetane Beleidigung haben. Mit keinem hatte sie ihr Spiel aber so weit getrieben, wie mit mir, und der Doktor hoffte, daß sich der Zustand durch diesen, von ihr errungenen Erfolg vielleicht bessern werde. Nachdem er mir für meine Hilfe gedankt, schüttelten wir uns die Hände, und ich verließ noch am selbigen Tage Virginia und begab mich nach New-York. — Das ist die Geschichte meiner Heirat — willst Du nun die zweite Heirat mit mir eingehen, willst Du morgen mein sein?“

Lady Cynthia stieß einen leichten Schrei aus. Sie war so in Collins Erzählung vertieft, daß seine plötzliche Frage sie erschreckte. Sie sah ihn lächelnd an. „Ich will es Dir morgen sagen, Colin.“

„Nein, heute noch, hier auf der Stelle!“ drängte er; da ließ sie ihm die Hand und ihr klares „Ja“ bewies ihm, daß sie ihm glaubte und ihm gehören wolle, trotz seiner „ersten Heirat“.

³⁾ traurig, betrübt.



Spiele und Rätsel.

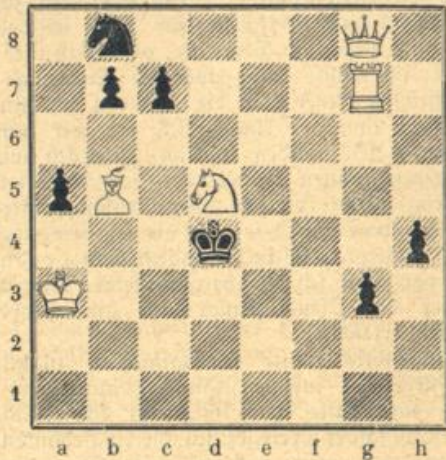


Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.

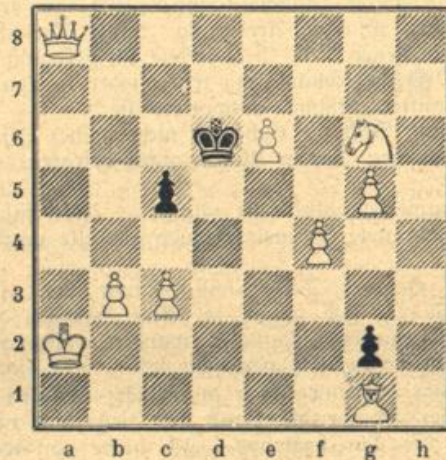
Redigiert von H. Diefenbach

10. Cimburek.



Matt in 4 Zügen.

11. H. D.



Matt in 3 Zügen.

5. Partie.

Die nachstehende am 18. u. 25. Februar zu Leipzig gespielte Partie war die letzte des kleinen Wettkampfes Mieses—John, der bei einem Stande von 1:1 und drei Remispartien unentschieden endete.

Weiß: Mieses.

Schwarz: John.

- | | | | |
|------------|--------------------|----------------|--------|
| 1. e2—e4 | e7—e6 | 17. Tf1—f2 | Tf8—e8 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 18. a2—a3 | Lg7—f8 |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 19. b2—b4 | Tb8—b5 |
| 4. e4×d5 | e6×d5 | 20. Dd2—f4 | Lf8—e7 |
| 5. Lf1—d3 | c7—c6 | 21. Ta1—e1 | a5×b4 |
| 6. Lc1—e3 | Sf6—g4 | 22. a3×b4 | a7—a5 |
| 7. Sg1—f3 | Sg4×e3 | 23. e5—e6! | Le7×c5 |
| 8. f2×e3 | g7—g6 | 24. e6×f7† | Kg8×f7 |
| 9. 0—0 | Lf8—g7 | 25. Te1×e8 | Dd8×e8 |
| 10. e3—e4 | 0—0 | 26. d4×c5 | a5×b4 |
| 11. e4—e5 | Sb8—a6 | 27. Sf3—d4? 2) | b4×c3 |
| 12. Ld3×a6 | b7×a6 | 28. Sd4×b5 | c6×b5 |
| 13. Sc3—a4 | Ta8—b8 | 29. h2—h3 | Dc8—e4 |
| 14. c2—c3 | Lc8—f5 | 30. Df4—e7† | Kf7—f6 |
| 15. Dd1—d2 | h7—h5 ¹ | 31. Dc7—d8† | Kf6—g7 |
| 16. Sa4—c5 | a6—a5 | 32. Dd8—c7† | Kg7—h6 |

33. Dc7—d8 De4—d4³⁾ 36. Df8—e7† Kh7—h6
 34. c5—c6! c3—c2 37. De7—f8† Kh6—h7
 35. Dd8—f8† Kh6—h7 Als remis abgebrochen.

¹⁾ Zu diesem Zuge ist Schwarz früher oder später doch genötigt, weil sonst h2—h3 nebst g2—g4 geschieht. — ²⁾ Eine Übereilung. Weiß sollte b4 nehmen. — ³⁾ Um das drohende ewige Schach zu verhindern.

Auflösungen.

7. A. Dl. (Kf8, Tb7, f6, Ld5, Sc3, e6, Bc2, Kc5, Tb4, Sa6, Bc7. 3er). 1. Lb3, T×b7—b6, 2. Sa4†; 1. . . . , T×b3, 2. c×b3; 1. . . . , Sb8, 2. Tb5†.
 8. Th. Bode. (Kc6, Td5, d7, Bc3, Ka6, Lb6. 3er). 1. Tc5, La7, a5, 2. T(×)a5†; 1. . . . , L×c5, 2. K×c5; 1. . . . , Lc7, 2. K×c7; 1. . . . , Ld8, 2. T×d8.
 9. Wallisz. (Ka3, Tf4, Lc7, Se5, Bb2, c4, Kc5, Dh3, Bb3, c6. 2er). 1. Te4.
 Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., K. R., R. St. und J. B. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda, der auch nachträglich die Lösungen der Aufgaben 5 u. 6 einsandte.

Bilderrätsel.



Verschieberätsel.

Die Worte: Stückzahl, Kaiser, Nation, Wasser, Meer, Erfolg, Laufschiene, Martin, Kakao, Wunde sind untereinander zu schreiben und seitlich so zu verschieben, daß zwei nebeneinander liegende senkrechte Buchstabenreihen ein Ereignis der jüngsten Zeit von welt-historischer Bedeutung ergeben.

Kreuzrätsel.

- | | | | |
|---|---|-----|--------------------------------|
| 1 | 2 | 1—2 | Fluß in Mitteleuropa, |
| | | 1—3 | Befestigtes Lager in Afrika, |
| | | 1—4 | Altertümliche Waffe, |
| | | 3—2 | Larve, |
| 3 | 4 | 3—4 | Teil des menschlichen Körpers, |
| | | 2—4 | Waffe. |

Auflösungen der Rätsel in Nr. 5.

Bilderrätsel: Ein guter Ruf geht weit, ein schlechter aber noch viel weiter. — **Wanderrätsel:** Nord, Bord, Born, Bonn, Bonne, Sonne, Sonde, Sunde, Sund, Sud, Süd. — **Silberrätsel:** Walachei (Wal, ach, ei). — **Sprichwörterrätsel:** Not kennt kein Gebot.